

Anzeiger f. d. Rhaingau Rhaingau Zeitung Flörsheimer Anzeiger



Anzeigen kosten die 8-gespaltene Petitzeile oder deren Raum 12 Pfennig, auswärts 15 Pfennig. Reklamen die 8-gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig. Der Bezugspreis beträgt 85 Pfennig ohne Trägerlohn.

36 Jahrgang

Wir verlangen im Rahmen der Abmachungen über allgemeine Abrüstung, die die Abrüstungskonferenz treffen soll, die gleiche Freiheit in der Wehrfrage wie die anderen Staaten. Mit der einseitigen Diskriminierung Deutschlands muß es ein Ende haben.

„Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!“ sagt uns aber, daß es allein nicht genügt

So wollen wir uns denn wenigstens am 2. Oktober in der Verehrung und in den Wünschen für Hindenburg wieder als ein einziges, geschlossenes Volk fühlen. Und wenn wir auch im Alltag, im Betriebe der Politik christlichen Herzens darauf hinarbeiten und hinstreben, daß nicht nur eine festliche Stunde uns auf bitter kurze Zeit einigt, daß vielmehr immer mehr Hände höher und höher über die Klüfte der parteipolitischen Zerrissenheit gereicht werden, dann ehren wir ihn am besten zum 85. Geburtstag, Hindenburg, Deutschlands gereuen Eckhard!

Heimatfug heißt unsre Lösung, die zielbewußt auf die Erhaltung der Schönheit unsrer heimatlichen Ortschaften hin strebt. Die alten Bauern- und Wirtshäuser sollen in ihren alten guten Formen erhalten bleiben, die Eigenart der Dorfkirchen erkannt und vor Verunstaltungen bewahrt werden. Hier sollten ganz besonders Lehrer, Pfarrer, Bauführer und Denkmalsfleger ein wachames Auge haben, aber auch den interessierten Dorfbewohner sollte man nicht ungehört lassen. Wie oft erlebt man, daß ein alles malerisches Kirchlein oder eine noch gut erhaltene Kirchenruine abgetragen wird, um an ihrer Stelle einen modernen, seelenlosen, nichtsagenden Backstein- oder Zementkasten zu errichten. Willverhältnismäßig geringen Kosten hätte das alte Bauwerk erhalten werden können und seine eigenwillige Schönheit wäre zum Mittelpunkt einer örtlichen Heimatkunst geworden. Es seien hier nur zwei Beispiele erwähnt. So hat man in meiner Heimatgemeinde Affolterbach im Odenwald im Jahre 1908 die schöne spätgotische Kirchenruine abgetragen, um eine in ihrer Bauart ganz merkwürdige neue Kirche an ihre Stelle zu setzen; dagegen hat die Rüsselsheim benachbarte Gemeinde Hahloch bei einem Kirchenumbau 1910 ihr altes schönes Kirchlein in die neue einbauen und so erhalten lassen. Die schönen behäbigen Bauernhäuser dürfen nicht rücksichtslos abgebrochen werden, um an ihre Stelle halbbädische Backsteinfästen mit allerlei Zieraten errichten zu lassen; hier sollte der Bauer mehr bodenständig bleiben. Hochgeliebte Scheunen, mit dunkelgetöntem Balkenwerk geschmückt, sollten nicht ohne Not verschwinden und ihre gemächlichen alten Dächer der Neubebauung nicht mit Holzriegeln oder gar häßlicher Dachpappe gedeckt werden. Eine Verunstaltung unsrer Dörfer, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann, geschieht heute

39
Schwarzenberg
gemeinen Deutsche
wurden von M
angen, mit vorgeh
die beiden mit
holen in Schach
er Mann mit Ho
das Schloß au
amant 39 000 M
mit dem Geld



Reit-Sport

Jagd-, Schul- und Rennreiten

Die reitportliche Ausbildung stellt das Jugendreiten dar. In der Bahn lernt der Anfänger Beherrschung des Jügels, Sitz und Haltung, sowie die Kenntnisse des Pferdes. So bald wie möglich geht es nun ins Freie, denn hier kommen wahre Leidenschaft, Mut und Selbstvertrauen erst zur Geltung. Die großen Jagden des Herbstes werden durch gemeinsamen Ausritt während des Frühjahrs und Sommers vorbereitet. Den großen Jagden hinter den Händen im Herbst gehen kleinere Schnitzjagden voraus. — Während das Jagdreiten im früh-frühlichen Sichtungsmitteln mit dem Pferde darstellt, ist das Turnierreiten wohl auch Sport, dabei etwas mehr des Schutzens. Hierbei gilt es, sowohl Ausbil- dung als auch Beherrschung des Pferdes zu zeigen. In den Gangarten müssen hier Reiz und Reiter ein Ganzes bilden. Hindernisse werden in kurzem Galopp genommen, wobei jeder Fehler in Punkten festgestellt wird. Es gilt, in kürzester Zeit mit den geringsten Fehlern die Bahn zu durch- kreuzen. Die Hindernisse (Hürden, Tore) sind so leicht ge- macht, daß es nur der geringsten Berührung mit dem Pferde bedarf, um sie zu werfen. Hier zeigt sich die Kunst des Reiters. — Seine besonderen Reize hat das Rennreiten, das im Gegensatz zum Reitsport, der dem Halblüter braucht, das Vollblut benötigt. Man kennt Reiten auf flacher Bahn, Rennen über Hürden u. sog. Hindernisse, bei denen es vornehmlich gilt, Gräben und alle aller Art zu nehmen. Vor dem Renne betätigen sich auf dem Gebiet des Hindernissen vornehmlich unsere Reiter, diese Rennen waren und sind auch heute rein sportlicher Art, während die Flachrennen mehr der Rasse- zucht den besten Hengsten und Stuten dienen und so für die Zuchtwahl ihre Bedeutung haben.

Ein schönes Straßenbild. In der Rathhäuserstraße wurde die alte Scheune des ehemaligen Wollens, übergriffen und an deren Stelle ein schöner Vorgarten mit Sockelmauer und Holzzaun geschaffen. Die Giebelwände wurden hell verputzt. Es ist jetzt der störende Anblick ver- schunden und ein schönes Straßenbild entstanden. Die Ras- senbank, als Eigentümerin des Anwesens hat etwas etwas Ansehnliches geschaffen und auch dem Nachwelt Arbeit gebracht.

Verzehrung. Mit dem 1. November wird Herr Sta- sen vorüber den Ort von Flörsheim nach Offenbach ver- zehrt hat sich während seiner hiesigen Dienstzeit durch sein persönliches Entgegenkommen im Verkehr mit dem Pub- licum allgemeine Beliebtheit erworben.

Umbau. Herr Josef Müller, Eisenbahnstraße, hat sein Wohnhaus einen weiteren Stock aufgebaut, sodas- selbige ein respektables Gebäude daraus wurde. Die Arbeiten wurden durch Maurermeister R. Keller und Zimmermeister in nur 4 Tagen ausgeführt.

Aus der Umgegend

Die Geliebte erschossen!

Mainz, 30. 9. Ein blutiges Drama, dem zwei blühende Menschenleben zum Opfer fielen, spielte sich am Freitag- nachmittag in einer Weinwirtschaft auf dem Brand ab. Der hiesige Schupo-Beamte Rudolf Castrilius aus Worms wurde von der 8. Bereitschaft der hiesigen Schupo-Polizei wurde an- geschuldigt auf Betreiben der Eltern seiner Geliebten, der 19- jährigen Arbeiterin Katharina Thiesen aus Mainz-Weisenau, die Darmstadt strafverurteilt. Nachdem sich Castrilius heute- nachmittag in Uniform in einer Wirtschaft auf der Insel gehalten und dort einige Glas Wein getrunken hatte, wo- er fortgesetzt ausherte, er werde sich noch heute rächen u. seine Geliebte erschießen, begab er sich in die Weinwirtschaft auf dem Brand, wo er mit seiner Geliebten und deren El- tern zusammentraf. Ohne irgendwelche Auseinandersetzung Castrilius seinen Dienstrevolver und gab einen Schuß ab, das Mädchen ab, das tödlich getroffen zusammenstürzte. Es es jemand verhindern konnte, schoß sich Castrilius eine Kugel ins Herz und war sofort tot.

Die Erdbeben in Griechenland.

Immer neue Stöße. — Bisher 340 Tote.

Athen, 30. September.

In der letzten Nacht und am Tage ereigneten sich in Griechenland neue Erdstöße, die weitere Verwüstungen an- richteten und die Lage so verschlimmerten, daß die Einwoh- linge der betroffenen Gebiete dringend um ihre Uebersiedlung in andere Provinzen erluchten. Die Zahl der Toten beläuft sich bis jetzt auf 340.

Nur vor 6 Uhr morgens wurde auch in Saloniki ein starker Erdstoß verspürt, der Risse im Mauerwerk zahl- reicher öffentlicher und privater Gebäude hervorrief. Die Bevölkerung flüchtete aus den Häusern auf die großen Plätze. Die Massen stürzten in panischem Schrecken jedes Hilfsmittel, das sich ihnen bot, und suchten zu fliehen, zu Wasser und auf dem Luftwege nach Athen zu gelangen. Englische Kriegsschiffe haben eine Hilfs- mission für die Einwohner von Stratenika und Hierissos be- zogen. Die Engländer verteilten Zelte, Lebensmittel und Medikamente.

Im Gebiet von Verres in Mazedonien wurden 150 Menschen schwer beschädigt. Auch in Volo in Thessalien ereigneten drei Erdstöße.

Raubüberfall auf Geldtransport.

39 000 Mark erbeutet.

Schwarzenberg i. S., 30. Sept. Zwei Kassenboten der Deutschen Creditanstalt mit einem Geldtrans- port wurden von zwei Personen, die aus einem Auto- wagen, mit vorgehaltenen Revolvern angehalten. Wäh- rend die beiden mit Masken versehenen Räuber die Kas- sen in Schach hielten, kam noch ein dritter unmas- kierter Mann mit Hammer und Meißel an den Geldwagen, das Schloß auf und raubte die beiden Geldsäcke, die insgesamt 39 000 Mark enthielten. Die Räuber sind uner- reicht mit dem Geld entkommen.

Zum Tode verurteilt.

Plauen, 30. Sept. Das Schwurgericht verurteilte den 19 Jahre alten Knecht Morgner wegen Doppelmordes zweimal zum Tode und wegen vorsätzlicher Brandstiftung zu zwei Jahren Zuchthaus.

Der Verurteilte, der seit eineinhalb Jahren bei dem Gutsbesitzer Wolf im Bogtland Dienst tat, hatte in der Nacht zum 20. März die Eheleute mit einem Beil erschlagen und dann die massive Scheune in Brand gesetzt in der Hoffnung, daß das Feuer auf das Wohnhaus übergreifen und die Spuren seiner Tat verwischen würde.

Tragödie zweier Mädchen.

Strochnin als letztes Mittel.

München, 30. Sept. Auf dem Wege vom Postholungs- heim Brannenburg zur Schliffenbahn waren die Leichen zweier Mädchen aufgefunden worden; es wurde Vergiftung festgestellt. Durch die Veröffentlichung aller Einzelheiten gelang es, das Rätsel um die beiden Toten rasch zu lösen. Die eine der Toten hatte einige Robatmarken auf den Namen Hans Günther lautend bei sich. Die Firma Gün- ther ist in Fridolfing bei Tittmoning. Ein Anruf bei der Gendarmerei Fridolfing bestätigte, daß seit Montag nach- mittag zwei Mädchen und zwar die 21 Jahre alte Elise Reisch, Dienstmädchen, und die 35 Jahre alte Fanny Ban- ninger, Kinderfräulein, beide bedienstet bei dem Kunst- mühlenbesitzer Rehr in Strochnin wurden am Montag vormittag durch einen Gendarmenbeamten wegen einer bis jetzt nicht geklärten Sache vernommen. Am Nachmittag haben sie Strochnin verlassen und am Dienstag bei Brannenburg das wahrscheinlich aus der Wähe mitgenommene Strochnin genommen. Nunmehr werden die Leichen gerichtsarztlich geöffnet, da man glaubt, daß an beiden unerlaube Ein- griffe vorgenommen worden sind.

Die Autofahrt in den Rhein.

Amthliche Untersuchung: Freitod!

Mainz, In der Nacht zum Mittwoch ist, wie bereits gemeldet, der Führer eines Personentransportwagens in Mainz- Kastel mit seinem Wagen in den Rhein gefahren und er- trunken. Bei der Bergung des Wagens ergab sich, daß eine Seitenscheibe des Führersitzes vollständig, die zweite teilweise geöffnet war. Der Führer des Wagens muß vor Eintritt des Todes noch einen starken Kampf gehabt haben, da das Innere des Führersitzes stark beschädigt war und die Leiche auf dem Kopfe stand. Nach den bis jetzt geführ- ten polizeilichen Ermittlungen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Führer des Wagens, der nervenleidend war und sich in ärztlicher Behandlung befand, keineswegs einem Unfall zum Opfer gefallen ist. Es kann auch keine Unvor- sichtigkeit vorgelegen haben, da an dem Kasteler Brücken- pfeiler in der betreffenden Nacht gearbeitet und die Bau- stelle hell beleuchtet war.

Drei Erpresser festgenommen.

Frankfurt a. M. Die Kriminalpolizei nahm drei gefährliche Erpresser fest, die eine hiesige Hausangestellte um mehrere hundert Mark geschädigt haben. Der 34-jäh- rige Karl Haberland fing mit einer Hausangestellten ein Verhältnis an. Schon nach kurzer Bekanntschaft pumpte er sie um einige hundert Mark an. Das genügte ihm aber nicht. Er forderte weitere 400 Mark, die ihm aber von dem Mädchen nicht mehr gegeben wurden. Es hatte inzwi- schen in Erfahrung gebracht, daß H. mit einer anderen verlobt war. Daraufhin löste sie das Verhältnis. H. war hierüber sehr erzürnt und legte sich mit seinen Freunden Eugen Kasmowski und Alfred Hölcher in Verbindung. Diese drei verabredeten nun, über die angeblich genot- senen schürten Stunden — auch wenn es nicht wahr ist — sowie über die Herrschaft des Mädchens in Sensations- blättern Artikel erscheinen zu lassen. Einer ging zu dem Mädchen und erzählte ihr von dem Vorhaben. Bei einer weiteren Zusammenkunft mit dem angeblichen Redakteur verlangten sie 500 Mark von ihr. Tatsächlich ließ sich das Mädchen einschüchtern, gab aber statt der geforderten 500 Mark nur 300 Mark, womit diese „Kavaliers“ auch zufrie- den waren. Das erhaltene Geld teilten sie sich. Ihrem Freunde (dem Karl Haberland) erzählten sie, daß sie nur 50 Mark erhalten hätten und gaben ihm hiervon den drit- ten Teil. Alle drei sind mehrfach vorbestraft. Sie traten nur in besseren Raffen auf.

Dieburg. (Freiwilliger Arbeitsdienst.) Un- sere Stadtverwaltung hat mit dem freiwilligen Arbeits- dienst begonnen. Es werden fünf Kolonnen mit je 100 Mann und je einem Kolonnenführer zur Arbeit herange- zogen. Als Arbeiten sind vorgegeben: Bahregulierungen, Arbeiten im Steinbruch und Kulturarbeiten im Walde. Die Arbeitsdauer dürfte jedenfalls 15 Wochen betragen, da ungefähr 9000 Tagewerk Arbeit vorgegeben sind. Damit noch weitere Arbeitslose beschäftigt werden können, wird die Stadtverwaltung einen zweiten Antrag an die Regie- rung stellen, um auch diesen Beschäftigung gewähren zu können.

Rüsselsheim. (Unbekannter Toter.) Auf der Bahnstraße Rüsselsheim-Bischofsheim wurde die Leiche eines etwa 30-jährigen Mannes gefunden, dem der Kopf vom Rumpfe getrennt worden war. Die Personalien des Toten sind noch unbekannt, doch dürfte es sich nach den bei ihm vorgefundenen Gegenständen zu urteilen um einen Mann aus Frankfurt a. M. handeln.

Järth. (Zusammenstoß.) Ein Auto stieß an der Kreuzung der Heppenheimer- und Ellenbachstraße mit einem Motorradfahrer zusammen. Dabei geriet das Motorrad in Brand. Dem Autofahrer gelang es mit einem Handfeuer- löcher die Flammen zu löschen, so daß der Motorradfah- rer mit geringfügigen Brandwunden davonkam.

Mainz. (Ungetreuer Angestellter.) Ein 26- jähriger Kaufmann aus Ebersheim, der von einem Kauf- mann in Bodenheim ein Kommissionslager in Seifenarti- feln eingerichtet bekam und für ihn auch als Provisionsrei- sende in Rheinbessen tätig war, soll im Laufe der letzten Jahre ohne Befugnis in zahlreichen Orten Rheinbessens Kundengelder in Höhe von über 2000 Mark einliefert und für sich verbraucht haben. Außerdem hatte er in verschie- denen Fällen fingierte Aufträge eingeholt, um sich Pro- vision zu verschaffen. Der ungetreue Angestellte wurde vom Bezirksgericht zu sechs Monaten Gefängnis ver- urteilt.

Bekanntmachungen der Gemeinde Flörsheim

Ein Sonderfall gibt mir Veranlassung, darauf hinzuwei- sen, daß die Verweigerung von Hilfe bei gemeiner Gefahr, Not und bei Ausbruch von Bränden auf Aufforderung der Polizei oder deren Stellvertreter hin, nach § 360, Ziffer 10 des Reichsstrafgesetzbuches strafbar ist.

Bei Ausbruch eines Brandes kann z. B. auch der Füh- rer der Feuerwehr polizeiliche Hilfeleistungen stellen. Das Hilfeleistungen kann in der Leistung persönlicher Dienste be- stehen, es kann aber auch verlangt werden, daß der Besitzer eines Fuhrwerks dieses zum Transport der Feuerlöschgeräte zur Verfügung stellt. Selbstverständlich können zu diesem Zwecke auch Kraftfahrzeugbesitzer herangezogen werden. Flörsheim am Main, den 30. September 1932

Der Bürgermeister: Laud.

Betr. Sprechstunden des Kreiswohlfahrtsamtes. Im Interesse der schnelleren Erledigung der vorliegen- den Unterstützungsanträge können Auskünfte seitens des Be- zirksfürsorgeverbandes des Main-Taunus-Kreises in Zsm- höcht an Hilfsbedürftige pp. außerhalb der Sprechstunden nicht erteilt werden.

Es wird nochmals darauf hingewiesen, daß die Sprech- stunden nur Dienstags und Freitags von 9—12 Uhr statt- finden.

Flörsheim am Main, den 29. September 1932.

Der Bürgermeister: Laud.

Am Donnerstag, den 24. Oktober 1932 wird mit dem Reinigen der Raminne begonnen.

Flörsheim am Main, den 29. September 1932.

Der Bürgermeister: Laud.

Kirchliche Nachrichten.

Katholischer Gottesdienst

Sonntag, den 2. Oktober 1932 20. Sonntag nach Pf.

Im Hochamt Wehformular vom Rosenkranzfest.

Kollekte für den Peterspfennig.

Montag 6.30 Uhr hl. Messe für Christoph Wittenberg
Schweilernhaus 7 Uhr Amt für Marg. Thomas (Halt
Kranzpende.

Dienstag 7 Uhr Amt für Eheleute Kornelius Dienst.
Mittwoch 7 Uhr Brantamt.

Donnerstag 7 Uhr Amt für Verstorbenen der Fam. Adam
Oswald Beder 5 Uhr nachm Beicht.

Freitag Herz Jesu. 7 Uhr Amt für Johann Bechtel vom
Kirchenchor. Darnach Ausstellung des Allerheiligsten bis 2
Uhr, Schweilernhaus.

Samstag 7 Uhr Jahramt für Elisabeth Dienst geb. Ruppert
Im Oktober sind Dienstags und Freitags abends 8 Uhr
Rosenkranzandachten.

Nächsten Samstag abends 8.30 Uhr Gesangsstunde des Kir-
chenchores. Vollständiges Erscheinen erforderlich, da der Kir-
chor beim Festgottesdienst zur Grundsteinlegung der neuen
Kirche in Raunheim singt.

Evangelischer Gottesdienst.

Sonntag, den 2. Oktober 1932. (19 nach Trin.)

Erntedankfest.

Nachmittags 2 Uhr Gottesdienst.

Anschließend Beichte und Feyer des hl. Abendmahls.

Israel. Gottesdienst f. Flörsheim, Eddersheim u. Weilbach

Sonntag, den 2. Oktober 1932. 2. Neujahrsfest.

6.50 Uhr feierl. Vorabendgottesdienst

7.00 Uhr Frühgottesdienst

9.00 Uhr Hauptgottesdienst

3.30 Uhr Windagebet nachm Taschlich

6.50 Uhr Festausgang.

Montag Fasttag, Gedalia.

6.00 Uhr Windagebet.

Katholischer Jugendring, Flörsheim

Heute Abend Gesamtvorstandssitzung des Gesellenvereins.
Sonntag 8.30 Uhr: Gemütl. Zusammenkunft des Gesel-
lenvereins mit Damen. In der kommenden Woche be-
ginnen wieder die Theaterproben des Gesellenvereins für
das Schaulspiel „Die Donmareiche.“

Wochenpielplan

des Staatstheaters zu Wiesbaden vom 1. Okt. — 9. Okt. 1932

Großes Haus		
Samstag	Die schalkhafte Witwe	Anfang 20 Uhr
Sonntag	Der Jarewitsch	Anfang 19 Uhr
Montag	Ballensteins Tod	Anfang 19.30 Uhr
Dienstag	Die schalkhafte Witwe	Anfang 20 Uhr
Mittwoch	Ritter Bu	Anfang 20 Uhr
Donnerstag	Der Waffenschmied	Anfang 20 Uhr
Freitag	Die endlose Straße	Anfang 19.30 Uhr
Samstag	Turandot	Anfang 19.30 Uhr
Sonntag	Im weißen Röhl	Anfang 14.30 Uhr
Sonntag	Wenn die kleinen Veilchen blühen	Anfang 19.30 Uhr

Kleines Haus:		
Samstag	Der Vetter aus Dingsda	Anfang 20 Uhr
Sonntag	Unter Geschäftsaufsicht	Anfang 20 Uhr
Montag	Bunter Abend	Anfang 20 Uhr
Dienstag	Oll — Pöll	Anfang 20 Uhr
Mittwoch	Unter Geschäftsaufsicht	Anfang 20 Uhr
Donnerstag	Zwölfstausend	Anfang 20 Uhr
Freitag	Geschlossen!	
Samstag	Der Dummkopf	Anfang 20 Uhr
Sonntag	Zwölfstausend	Anfang 20 Uhr

Stadtheater Mainz		
Samstag	Wenn die kleinen Veilchen blühen	Anfang 20 Uhr
Sonntag	Wenn die kleinen Veilchen blühen	Anfang 20 Uhr
Montag	Der Wildschütz	Anfang 19.30 Uhr
Dienstag	Marguerite: 3	Anfang 20 Uhr
Mittwoch	Wenn die kleinen Veilchen blühen	Anfang 20 Uhr
Donnerstag	Salome	Anfang 20 Uhr
Freitag	Marguerite: 3	Anfang 20 Uhr
Samstag	Im weißen Röhl	Anfang 19.30 Uhr
Sonntag	Im weißen Röhl	Anfang 15 Uhr
Sonntag	Im weißen Röhl	Anfang 19.30 Uhr

Vorverkauf: Reisebüro Greif, Mainz, Tritonplatz 5, (am
Stadtheater) Fernruf 43ausend.

Wohnung
n.
im Verlag.
aligen
ularen
am Sonntag
t. nachm. 2 Uhr
rant „zur Blod-
Keramik.
ten
Salat
at sowie
mitt-Blumen
mütterchen etc.
Stefch
Beilbacherstraße
-Mützen
er Auswahl
annheimer
a. M.
heim a. M.
Reinigen
Kunststopfen
t. schnell
d gut
s. anliefern
gs abholen
mestelle:
ER
waren-Abteilung
ndrat-Schlusssp.
olln-, Lauten- und
icht erteilt gründlich
auswärts
Bahnhofsstr. 18
auf neuer und gebr.
Reparaturen werden
geführt. Gelegen-
heits am Lager, auch
en u. Zubehörs-
mente, auch für Vis-
tag sämtl. Musikalien
Achtung!
in meinem feinen
obes
eine erstklassige
usschank gelangt
Um geneigten
ger und Frau
ellen
375
arantie
Mark 1.25
n-Salon
15
der Volkszeitung)

Samstag, 1. Okt. 1932
Zweites Blatt (Nr. 116)

Flörsheimer Zeitung

Verlag und Schriftleitung
Heinrich Dreisbach, Flörsheim

Zu Hindenburgs 85. Geburtstag

Hindenburgs historische Persönlichkeit

Als der Kommandierende General von Hindenburg noch in der schönen Friedenszeit sich in das Privatleben zurückzog, hielt man selbstverständlich seine Karriere für abgeschlossen. Er führte fortan das geruhige und beschauliche Leben des pensionierten höheren Offiziers und wäre nie in die Geschichte eingegangen, wenn der Weltkrieg nicht gekommen wäre. Und dann wurde ganz plötzlich der gleiche Mann der Reiter Ostpreußens vor den Russen, der populärste Feldherr des Weltkrieges und trotz seiner fast 70 Jahre der einzige Mann der Obersten Heeresleitung und des kaiserlichen Hauptquartiers, der nie die Nerven verlor und mit ruhiger Entschlossenheit das Menschenmögliche zu erreichen suchte.

Der alte Moltke begann mit 64 Jahren, eine geschichtliche Persönlichkeit zu werden, Hindenburg mit 67 Jahren. Und mehr als Moltke verdankt Hindenburg den Aufstieg eines Lebens an der Schwelle des Greisenalters unvorhergesehenen und zufälligen Ereignissen. Aus seinem Beispiel ergibt sich, daß große historische Persönlichkeiten nie zur Entfaltung ihrer Größe gekommen sind, weil ihnen die Gelegenheit dazu nicht geboten wurde. Man kann sich freilich den großen Künstler, den großen Erfinder, den großen Unternehmer nicht als vom Schicksal übergangen denken, denn sie alle entfalten sich notwendigerweise schon in jungen Jahren; aber für den Feldherrn, vielleicht auch für den Staatsmann, gibt es die Möglichkeit, ein Leben ohne allzu großen Inhalt noch spät zur geschichtlichen Größe zu steigern.

Man wird einer Persönlichkeit gegenüber, wie Hindenburg sie ist, nicht sagen können, daß er nur durch glückliche Umstände zu großen Erfolgen gekommen sei. Man hat ihn früher manchmal mit Ludendorff gleichgestellt, und dieser selber zögerte keinen Augenblick, sich über den Rivalen zu stellen. Heute stehen diese beiden Männer in langer Entfernung voneinander. Heute wird bezweifelt, daß auf der einen Seite die wahre geschichtliche Größe steht, während auf der anderen ein funkelnder Stern einschwand und verlösch.

Als Hindenburg 1917 bei der Feier seines 70. Geburtstages in der Obersten Heeresleitung auf eine kurze Glückwunschkarte Ludendorffs antwortete, hat er sein Verhältnis zu diesem in charakteristischen Worten geschildert: „Wenn ich eine neue Aktion entworfen hätte, dürfte ich die Durchführung ruhig in Ihre Hände legen.“ So war es in der Tat: In der strategischen Phantasie lag Hindenburgs militärische Größe. Ihm war gegeben, Feldzüge und Schlachten in ihren entscheidenden Zügen zu entwerfen — dann hatten die anderen alle Hände voll zu tun, die Ideen in die Wirklichkeit zu überführen. Und hierin, im praktischen Sinn für diese Weltlichkeit, lag die Stärke Ludendorffs, der deshalb, solange er neben Hindenburg stand, größer erschien, als er im ganzen war. Als bei der Kriegserklärung Rumäniens im Sommer 1916 im Hauptquartier zu Plesch alle, vom Kaiser bis zu Ludendorff, die Nerven verloren hatten, gab Hindenburg am Abend allen die innere Ruhe zurück, als er sagte: „Das wird einen interessanten Feldzug geben; wir rücken auf der und jener Gebirgsstraße in Rumänien ein und nehmen die Leute in die Zange. Ich weiß zwar noch nicht, woher ich die Truppen dazu nehme, aber sie werden sich schon finden.“ Das war der Große unter zitternden Kleinen. Und ebenso ursprünglich und vollverbunden war es, daß er beim Zusammenbruch der deutschen Front sein Heer und sein Volk nicht im Stich ließ. Er stand den Feinden und den inneren Unruhen genau so masselos gegenüber wie die anderen, die damals flohen: er blieb seinem Plan in tiefstem



Pflichtgefühl und in einer Verbundenheit mit der Nation, die ihn auch den sozialdemokratischen Volksbeauftragten dienen ließ aus dem tiefen Instinkt heraus, daß Deutschland mehr sei als irgendeine Partei.

So stieg er nach stillen Jahren der Zurückgezogenheit auf den Präsidentenstuhl des Reiches, mit 78 Jahren, ohne jeden Ehrgeiz, aber mit dem Einfluß einer Ehrfurcht, die die eigene Nation und die Welt ihm zollte. In den langen Jahren seiner Amtsführung hat er nichts getan, was diese Ehrfurcht gemindert hätte — im Gegenteil, er wurde noch mehr zur Verankerung aller erhaltenden und aufbauenden Kräfte und einer Politik, die in Zeiten schwerster Bedrängnis nur mit der weisen Vorsicht des Alters und nicht mit der stürmischen Ungebild der Jugend geführt werden konnte. Aus dem Feldherrn, der alle Aktionen nach dem Maß der vorhandenen Kräfte ansah, war der Staatsmann geworden, der mit demselben unbetrüglchen Blick sich vor den Fehlern einer nicht wieder gutzumachenden Niederlage hütete.

Es sind edelste Kräfte unseres Volkes, die in Hindenburgs Persönlichkeit vereinigt sind. Je später er aufstieg, je zum großen Handeln auf der Weltbühne, um so weiter ist entwickelt, was er im großen geschichtlichen Moment einsetzt. Gab uns das Schicksal in einer Zeit, in der es sich um Sein oder Nichtsein unseres Volkes handelt, diesen Mann, so möge sich die Nation seiner würdig erweisen und ihm in Dankbarkeit folgen!

Rückblick

Der Reichskanzler vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages, das ist die innerpolitische Sensation dieser Woche. Die Verhandlungen waren zwar recht nett und spannend zu lesen, daß sie aber irgend ein praktisches Ergebnis haben, wird niemand behaupten. Sie haben mit der Feststellung der Mehrheit des Ausschusses geendet, daß der Reichstagspräsident Göring verfassungswidrig und auktorsordnungsmissig gehandelt und das der Reichs-

kanzler zu spät sich zum Wort gemeldet habe. Die Äußerungen sind demnach zu Recht erfolgt, ohne daß damit nun irgendwelche Folgen verbunden sind. Ob die Reichsregierung auch in Zukunft der Zillierung vor Ausschüsse des aufgelösten Reichstages Folge leisten wird, ist nicht ganz klar; die Probe aufs Exempel wird wohl demnächst gemacht werden, wenn auf Antrag der Auswärtige Ausschuß einberufen werden sollte. Im übrigen hat der Reichskanzler schon eingesetzt — der wievielte ist es noch in diesem Jahre? — und zeigt nun eine neue Frontstellung. Bemerkenswert ist der offene, heftige Kampf zwischen Nationalsozialisten und Deutschnationalen, die früher in der sogenannten „Harzburger Front“ miteinander standen. In Breslau ist es bereits zu Zusammenstößen zwischen beiden Gruppen gekommen. Die Gegensätze sind heute so scharf, wie sie nur zwischen zwei Parteien sein können. Auch im Untersuchungsausschuß kamen sie zum Ausdruck, wo der deutschnationale Parteiführer glattweg erklärte, daß die Auflösung des Reichstages das Ziel seiner Partei gewesen sei.

In der Außenpolitik steht die erneute Verschärfung der Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich, hervorgerufen vor allem durch die Rede Herriots in Gramat, im Mittelpunkt des Interesses. Der französische Ministerpräsident, der mehr noch als Briand, ohne allerdings dessen Format zu erreichen, das Wort „Versöhnung“ in den Mund nimmt, hat ein Meisterstück der Heuchelei und Verdrehungskunst geleistet, um das ihn selbst Poincaré beneiden kann. Die Rede hat zwar den einen Vorzug, daß sie die Einstellung des leitenden französischen Staatsmannes zu Deutschland in ein grelles Licht rückt und Illusionen über die Möglichkeit einer Versöhnung mit ihm gründlich zerstört, aber sie ist in ihrer negativen Wirkung ein geradezu erschütterndes Zeugnis für den mangelnden guten Willen Frankreichs, den Ausgleich mit Deutschland zu fördern. Widerlich unaufrichtig sind die Angriffe gegen uns aus dem Munde des Chefs einer Regierung, die in ihrem eigenen Lande alles tut, um den militärischen Geist und die militärische Ausbildung zu steigern und als höchstgerufene Macht der Welt gilt. Diefelbe Heuchelei zeigt die Rede, die Herriot am Donnerstag im Bülwerbund gehalten hat. Man dürfe nicht das in den Vordergrund stellen, was uns trenne, sondern was uns vereine, proklamierte dieser biedere Franzose, nachdem er einige Tage vorher in unerhört gehässiger Weise gegen Deutschland gehetzt hat! Man mache die Schwierigkeiten noch schlimmer, wenn man von ihnen spreche, so lautet eine andere Weisheit Herriots, hat er etwa mit seinen Ausfällen die Schwierigkeiten verringert? Es wäre allerdings besser gewesen, wenn er nicht gesprochen hätte. Wenn er schließlich in Genf Frankreichs Anhänglichkeit zum Völkerbund lobt, so nimmt das nicht wunder, wenn man weiß, daß diese Einrichtung gerade Frankreich gegenüber sich immer bewährt hat.

Der Reichskanzler hat den Franzosen nun eine Antwort hingelegt, die bei ihnen geradezu Bestürzung hervorgegerufen haben soll. Das hatte man von den guten Deutschen nicht erwartet. Eine überzeugende Sprache redeten die Tatsachen, die der Kanzler nach sechs Jahren um 100 Prozent gestiegen sind, daß die Zahlen der französischen Heeresstärke irreführend sind, weil der wahre Wert dieser gewaltigen Armee in ihren mobilisierbaren Reserven liegt, während Deutschland solche nicht besitzt. Die Stärke einer Armee ist heutzutage zum allergrößten Teil in ihrem technischen Kriegsmaterial begründet. Keine Aufstellung der französischen Heeresstärke kann als zutreffend angesehen werden, die die vielen tausend schweren Geschütze, Tanks, Flugzeuge verschweigt.

Dr. Hagen nickte.

„Der eine überwindet leichter, der andere trägt fahrlässig daran. Wie gesagt, wir Hagen mit unserem gründlichen, schwerfälligen Denken, vergehen schwer.“
Ernst, wie nie zuvor, trennten sich an diesem Abend die beiden Freunde...

Die Frühlingspost des nächsten Tages brachte Hermann einen Brief von seiner Mutter. Unter anderem fragte sie, wann sie ihn erwarten dürfe. Die Gerichtsferien hätten nun begonnen, und er werde wohl seinen Urlaub bekommen.

Hermann schrieb gleich zurück, daß sich gegenwärtig sein Chef auf Urlaub befinde, er aber mit dem Herrn Rat wegen seines Urlaubes noch nicht gesprochen hätte. Er müsse daher erst Herrn Dr. Müllers Rückkehr abwarten, bevor er näheres mitteilen könne. Jedenfalls aber werde es Herbst werden, da sicher zuerst die älteren Herren in die Ferien gehen. Hermann hatte es heute nicht mehr so eilig, heimzufahren, so gern er wieder einmal Mutter und Lore, so gern er wieder einmal sein Bozen gesehen hätte.

Nach dem Mittagessen verabschiedete sich Dr. Hagen von seinen Kollegen; er mußte auf drei Wochen nach Bozen, in den Bregenzer Wald, den dortigen Gerichtsvorsteher während dessen Abwesenheit zu vertreten.

Kommt einmal hinein, an einem Sonntag, lud er seine Kollegen ein. Hermann und Graf versprachen es, wenn nichts dazwischen käme.

Als Hermann dann etwas nach sechs Uhr, er hatte noch ein längeres Verhör zu beenden gehabt, aus dem Amte trat, sah er Herrn und Frau Hauptmann Ritter, die vor dem Gerichtsgebäude hin- und hergegangen waren und offenbar auf ihn gewartet hatten, auf sich zukommen.

Nach der Begrüßung sprach die Frau Hauptmann: „Herr Doktor, einen schönen Gruß von Manjonis. Assunta schickt uns, Ihnen zu sagen, Sie möchten verzeihen, daß aus dem verabredeten Spaziergange nichts werden konnte, da ihre Mama heute leider nicht unbedingt erkrankt ist.“

„Die Frau Oberstleutnant ist nicht wohl?“
„Seute früh, kaum, daß sie aufgestanden war, erlitt sie einen schweren Ohnmachtsanfall. Der Arzt meint, es sei das Herz.“

(Fortsetzung folgt.)

Assunta und Lore.

Roman von Wolfgang Kemmer.

Da wurde dieser seltsam ernst. Mit der Hand machte er eine Bewegung, als wolle er gleich einem lästigen Insekt einen trüben Gedanken verschreiben, dann erwiderte er: „Mit mir ist nichts, Graf. Es war einmal. Du könntest mit deiner Bemerkung, die du vor einiger Zeit machtest, wirklich recht haben, daß du nämlich Großvater seiest, bevor ich daran denke, zu seilen.“

„Oh! Hast du vielleicht gar schon einmal unglücklich verlobt?“ lachte Graf.

Wieder sah ihn Dr. Hagen mit einem seltsam starren Blick an, dann antwortete er langsam: „Ja, mein Freund, ich habe schon Schweres erlebt, an dem ich noch lange zu denken haben werde.“

Da wurde auch Graf ernst.
„Hagen, verzeihe meine unglückliche Bemerkung, ich mußte und ahnte nicht...“

„Natürlich könntest du nicht wissen.“
„Du wirst schon darüber hinwegkommen, Hagen,“ tröstete Graf.

Dr. Hagen aber meinte: „Es ist zu tief gegangen, lieber Freund. Wir Hagenleute sind schwerblütiger Natur, da ist das Vergessen nicht so leicht.“

„Begrüßlich, indes du bist noch jung und siehst noch eine weite Strecke Weges vor dir. Ist's denn schon lange her?“ fragte Graf teilnahmsvoll.

„In den letzten zwei Hochschulsemestern war es. Ich studierte damals in Graz. Die Tochter meiner Hausfrau, einer Schulratswitwe, ein liebes, geistiges und hübsches Mädchen, hatte es mir angetan. Als Lottie Mutterreder, so hieß sie, meine Liebe erwiderte, da habe ich neben Rosen und Klüssen auf Tod und Leben gebüffelt, um so schnell als möglich fertig und Richter zu werden. Dann sollte Hochzeit sein. Herrgott, war ich glücklich und verliebt. Viel zu glücklich. Arm war Lottie, ihre Mutter lebte nur von der Pension, aber was fragte ich nach Geld und Gut, bald verdiente ich ja so viel, um Lottie ein ganz bescheidenes, aber sicheres Los bieten zu können.“

Es ist aber anders gekommen. Nach der Promotion bin ich heimgefahren und wenig später als Praktikant in Feldkirch beim Kriegsgericht eingetreten. Natürlich schrieb ich Lottie und ich jeden Tag. Dann auf einmal blieben ihre Briefe aus. Fast eine Woche. Ich schrieb und telegraphierte zuletzt, was denn sei, da kam endlich die Antwort von Lotties Mutter. Hatte mich dieser Umstand schon überrascht und mit einer schlimmen Ahnung erfüllt, so übertraf der Inhalt doch noch bei weitem alle Befürchtungen, denn er war für mich niederschmetternd. Um es kurz zu machen, lieber Freund, Lotties Mutter schrieb mir, und aus den Zeilen weinte das schwergeprüfte Mutterherz, das nach dem geliebten Manne nun auch noch das einzige Kind verlieren sollte, daß Lottie seit etwa fünf Wochen krank sei, schwer krank. Sie hätte mir nichts schreiben wollen, um mich nicht zu erschrecken, denn bald, so hatte das liebe Mädel gemeint, werde es wieder gesund sein. Nun aber stehe es mit Lottie gar nicht gut. Die ganze Wahrheit, obwohl sie sie beim Schreiben dieses Briefes schon wußte, sagte mir die Frau Schulrat nicht. Ich aber hatte keine Ruhe mehr, vollendete in hastiger Eile eine mir übertragene Arbeit und bin dann nach Graz gefahren.

Ich habe Lottie nicht mehr am Leben getroffen. Einer der heimtücklichsten Krankheiten, der galoppierenden Schwindsuchts, ist das arme Mädel in einem Zeitraum von wenigen Wochen erlegen. In der Nacht, die dem Morgen vorausging, an dem ich in Graz ankam, ist sie gestorben. Sanft hinübergeschlummert. So erzählte mir die ganz gebrochene Mutter. Wie mir zumute war, als ich an des geliebten Mädchens Totenbett stand, das kann ich dir mit Worten nicht schildern. Das war mein Glück und sein Ende.“

Dr. Hagen schwieg, er deckte die Hand über die Augen, wiederum aufs neue vom Schmerz überwältigt, der ihn damals an den Rand der Verzweiflung gebracht hatte. Auch Graf sprach lange kein Wort. Das lustige Knabengesicht des fröhlichen Mannes war blaß geworden und in den Augen glänzte es feucht.

Endlich sprach er leise: „Hagen, Freund, ich hatte keine blasse Ahnung, daß dir das Schicksal schon so übel mitgespielt hat. Aber die allbarmerzige Zeit wird doch einmal auch so eine Wunde heilen, so unmöglich es einem erscheint. Die schmerzhaftesten Stunden verblissen allmählich in leiser, wehmütiger Erinnerung, und der Blick geht wieder geradeaus.“



GEORG BUCHER

Ruf aus der Sahara

Fluch der Fremden-Legion!

COPYRIGHT 1932
BY EDEN-VERLAG BERLIN

Sie standen an den schmierigen Fenstern der von Zigarettenqualm und fäulnischem Geruch erfüllten Kantine und schauten gierig über den öden Kasernenhof zu dem düstergrauen, klotzigen Gebäude der Sous-Intendance hinüber, wo loeben an Capitaine Salliers Seite die geschmeidige Gestalt des berühmtesten Menschenjägers der Legion, der Spahi-Sergeant Ibn Hassan, sporenklingend herantat und auf eine wartende kleine Spahi-Gruppe zuschritt.

Mutlosigkeit und Unruhe sprang in die Augen der beobachtenden Legionäre.

„En route!“ sagte der eine von ihnen und deutete mit dem Daumen zu Ibn Hassan hin. „Es gilt dem „Schweiger“, Sacré Nom de Dieu!“

Die übrigen Legionäre nickten stumm. „Ob Ibn Hassan den „Schweiger“ noch einholen kann, Hallbader?“

Korporal Hallbader, ein alter Tonking-Kämpfer mit nachbigem, von unsichem Leben und wilden Leidenschaften zerrissenen Gesicht, lachte rauh auf. Die anderen hörten aber die Wut, die in diesen Worten hochschlug, heraus. Siedende Wut und — auch tiefe Sorge.

„Abwarten! Mille diables! Das wird heute für Ibn Hassan keine gewöhnliche Kopfjagd, und er darf getrost mit einer guten Anzahl trefflicherer Bleibonbons rechnen, wenn er den „Schweiger“ doch noch einholen und stellen kann. Ich bezweifle es aber, denn Fred Masterton ist ein alter Marichier und kennt den Kniff.“

„Du warst mit ihm zusammen auf der „Bahnsinns-Expedition“, Hallbader?“

„Ja!“ Hallbader lachte nun ordentlich schaurig. „Ich war mit ihm auf der „Bahnsinns-Expedition“ und weiß, was Masterton leisten kann!“

Wieder schauten alle zwölf über den Kasernenhof hin, und in ihren Augen lebte ein stummer Wunsch: Sieg für den Deferteur Masterton, den man in der Legion den „Schweiger“ nannte!

Als sich der Spahi-Führer Ibn Hassan in den Sattel schwang und mit der braunen, lehnigen Araberhand die Lederseide des Karabiners handlich hochrückte, da lächelte Capitaine Sallier verzerrt und drehte behaglich an den dünnen Enden seines Schnurrbartes.

„Also ich sage aus eigenen Mitteln der Belohnung der Republik noch fünfzig Goldfranks hinzu, Ibn Hassan. Das heißt: Lebend will ich die defertierende Kanaille haben, wohlverstanden. Ich will mit dem Burlesken mal ein Exemplar machen, um die überhandnehmende Defektionslust meiner Saluten einmal wirklich zu dämpfen!“

Ibn Hassan salutete und brachte dann ein abstoßendes Grinsen in sein knochiges Arabergesicht. „Mon Capitaine, Sie sollen diesen Deferteur haben, ehe drei Tage um sind. Er wäre der Erste, der mir entginge.“

Da erstarrte das Lächeln Salliers, und seine Augen verengten sich zu Schlitzen.

„Passen Sie auf, Sergeant Ibn Hassan, daß dieser Legionär nicht eben dieser Erste wird.“ Schnappte er. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Kanaille, der Sie nachsetzen, schießen kann wie nur wenige. Nicht vergessen!“

„Wir sind zu leicht, mon Capitaine!“

„Sichs, eh?“ Um des Capitaines scharfe, dünne Lippen kam wieder das verzerrte Lächeln. „Bont!“ sagte er dann und winkte herrlich.

„En route, mes braves!“ — — —

Sechs Spahis trabten über den Kasernenhof, dem großen Portal zu, wo Legionäre die Wache hatten.

Capitaine Sallier schaute den Spahis lauernd nach.

„Die braune Bestie sagte, daß sie zu leicht wären?“ murmelte er. „Wollen sehen, wieviel bei dem Spah drausgehen!“

Aufsetzend schritt er in sein Büro zurück. Seine schlechte Baune, die seit zwei Tagen, nachdem der Legionär Masterton als „abgängig“ gemeldet war, die ganze lebende Kompanie in Angst gehalten hatte, schien sich jetzt merklich gebessert zu haben, seit Sallier den famosen Menschenjäger Ibn Hassan am Werke wußte. Hoffentlich gelang der Fang!

Beim großen Kasernenportal schob sich mit derbem Fluche die Gestalt des diensthabenden Wachtsergeanten aus der Tür der Wachtstube. Hinter ihm ein untergeordneter alter Korporal namens Werner. Das draußen ertönde laute Schimpfen in französischer und arabischer Sprache sowie das harte Stampfen ungeduldiger Pferdehufe hatte die beiden aus ihrer apathischen Ruhe aufgeschreckt und ins Freie gebracht. Der Spahi-Führer Ibn Hassan hielt da mit seinen fünf Reuten vor dem geschlossenen Tor und schimpfte auf zwei blutjunge Legionäre ein, die sich mit veteranenhafter Langsamkeit anschickten, die schweren Torriegel zu öffnen.

„Deine beiden Töpel halten mich unnützlich auf,“ beugte sich Ibn Hassan gegen den herkulischen Wachtsergeanten hin und wies wütend auf die beiden jungen Legionäre, die nun gaffend dastanden.

Häßerlich blickte Sergeant Hübner auf den Araber, und über sein Gesicht lief kalter Hohn, den Ibn Hassan grinsend zurückgab. Hier schienen sich allem Anschein nach zwei alte, häßliche Bekannte getroffen zu haben.

„Töpel sind mir immer noch lieber als Gurgelabschneider,“ verfechte der Hübner, den man als wilden Draufgänger kannte. Noch einen letzten Blick sprühender Verachtung und bitteren Hohnes gegen den Spahi-Führer, dann wandte sich Sergeant Hübner an die Legionäre: „Das Tor auf! Vorwärts!“

Der Ton zog; die schweren Riegel fuhren jetzt wie geölte Räder zurück. Ketten klirrten, das Tor schwang auf, und mit Ausnahme Ibn Hassans ritten die Spahis hindurch, während Ibn Hassan sich nochmals zu dem riesigen Wachtsergeanten hinabbeugte.

„Vor zwei Jahren brachte ich den Kopf meines Freundes zurück, Blaur. Seinen abgeschrittenen Kopf! Und nun ist wieder einer deiner Freunde unterwegs, hat sich auf der Sahara-Route über die Dase Hafresch gelüftet. Soll ich ihm deine Grüße übermitteln, wenn ich ihn eingeholt habe?“ grinst er in teuflischem Hohn.

Da verzerrte sich auch Hübners Gesicht zur Frage, und das eine hervorgezogene Schimpfwort ließ Ibn Hassan aufgurgeln vor Wut und Haß. Zum haßprühendsten Satan wurde der Araber.

„Denke an dies Wort, Blaur! Es kostet mich fünfzig Goldfranks und deinen Gefährten das Leben. Dein Capitaine wollte ihn lebend haben — aber dieses Wort, Blaur — denke daran, wenn ich zurückkehre — mit dem Kopf! Deine Schuld ist es gewesen — denke dann daran!“

Den Gurgelworten folgte eine gellende Rache aus Ibn Hassans Munde; dann galoppierte er davon, seinen Spahis nach. — Die Kopfjagd hatte begonnen.

„Was gibt es, Afrikaner?“ fragte der Korporal Werner befragt den Freund, als er dessen schgraues Gesicht sah und das dumpfe Stöhnen vernahm, das aus Hübners Brust quoll.

„Der braune Hund kennt die Fluchtroute des „Schweigers“, Werner. — weiß, daß Masterton den Weg über Dase Hafresch gewählt hat.“ ließ der Hüne ersticht hervor.



„Sepp!“ Korporal Werner, ein gebürtiger Schwabe, wurde unruhig und trat näher an den Freund heran. „Ibn Hassan kennt die Fluchtroute des „Schweigers“? Und du — du wußtest auch Bescheid?“

Das schgraue Gesicht Hübners, der von den alten Legionären nur „Afrikaner“ genannt wurde, hob sich. Dann nickte er dumpf.

„Da sind zwei in der Kompanie, die Bescheid wissen: Hallbader, der Tonking-Kämpfer, und ich! Ich hätte auch dich eingeweiht, aber der „Schweiger“ wollte nicht, daß sein netzwerk mehr als zwei Mann bei seinem Kopfspiel ein halbes Jahr Disziplin riskieren, um ihm in der Nacht aus der Kaserne zu helfen.“

Sergeant Hübner verstummte, denn die beiden jungen Legionäre waren mit dem Schließen des Tores fertig geworden, und der eine von ihnen, ein junger, blonder Burleske aus dem bayerischen Allgäu, stellte sich mit der ganzen Ungeuerlichkeit und Respektlosigkeit des noch wenig disziplinierten Neulings vor ihn hin und musterte ihn unvershoren.

„Was du nur für ein Gesicht machst, Hübner Sepp! Wo gehen denn die braunen Affen hin?“ fragte der junge Alois Bernauer ungeniert.

Korporal Werner schluckte verzweifelt. Würde denn der Alois überhaupt nie einmal zur Reife kommen und sich merken, wie man während des Dienstes mit seinen Vorgesetzten zu reden hat? Zum Glück war jetzt gerade niemand in der Nähe.

Düster lächelnd blickte Sergeant Hübner in das gesunde, frische Jünglingsgesicht des Alois.

„Ich hätte nicht übel Lust, dich mal für vierzehn Tage in Dunkelzelle zu stecken, Alois.“ sprach er drohend zu dem Jüngling.

Empört funkelten ihm die Blauaugen des Alois an: „Was dir bloß wieder einmal einfällt, Sepp! Ich bin doch dein Seppi — noch vom selben Dorf obendrein. Ich werd' mir's aber von dir merken! Und dem Refert hab ich auch geschrieben, daß du noch lebst und mei Sergeant bist. Du wollest es nicht haben — ich hab aber doch geschrieben. Nun kannst du dir gratulieren, wenn du mich triffst: 's Refert würd' dir's tüchtig eintreiben!“

Korporal Werner zog es aber jetzt doch vor, lautlos in die Wachtstube zu verschwinden, denn das Gesicht des Afrikaners verhielt nichts Gutes für arme Sünder wie den Alois. Beinahe feindselig schaute der riesige Sergeant auf den Jüngling, der schon, obwohl kaum aus dem Rekrutenlager heraus, das Köppl nach Art alter Kämpfer vorwiegend schief auf dem linken Ohr trug.

„Du hast es dem Refert also doch geschrieben, Alois, daß ich noch am Leben bin?“ fuhr er den Jüngling an, während vor Grimm und wild die großen Fäuste ballend. „Soll ich dir's mit ausdrücklicher Verbote, Himmli Sakra?“

„Was mir dein Verbieten groß ausmachen kann, murmelte Alois. „'s Refert ist mei Schwester, und der Refert eben, was mir paßt. Da hat sie dich nun über sieben Tage für tot bemerkt, und ich soll ihr nun mit mal schreiben, daß du noch am Leben bist? Ich müßt ja, weiß Gott, a netter Bruder sein!“

Heiße, tiefe Scham mengte sich in den Grimm Hübners, und milde wandte er sich ab. „Das hast trotzdem mit recht gemacht, Alois.“ antwortete er heiser. „Die Sach war mit den langen Jahren endlich a bisserl eingeschlafen; und nun hast dem armen Dirndl neuen Kummer gemacht. Drum wollt ich ja nit haben, daß du von mir schreibst — daß ich noch leb'. Kummer — hat 's Refert denn noch nit genug davon gehabt? Warum hast auch du grad noch in die Legion kommen müssen und das Dirndl mutterseelenallein auf dem Kreuzhof zurücklassen! Im Stich hast's gelassen und tust zu uns in die dreckige Legion. Abenteuer? Die werden dich schon noch vergehen, Kruzifix! Die Legion ist überhaupt kein Platz für Kinder wie dich!“

Damit schickte er den Jüngling wieder auf seinen Postenplatz vor das Tor, während er selbst müden Schrittes in die Wachtstube zu Werner zurückging.

Korporal Werner, der gleich dem Tonking-Kämpfer Hallbader schon den vierten Kontrakt abbediente, wurde allgemein der Fatalist genannt, und wenn man in sein melancholisches Gesicht blickte, so war einem dieser Name ziemlich verständlich.

Durch die offene Tür hallten die monotonen Schritte der jungen Legionäre. Dann plötzlich einmal auch ein lautes, dienstwidriges Lachen des Alois. Es ließ Werners Gesicht noch resignierter werden, während Sergeant Hübner jedesmal wie unter einem Schlag zusammenzuckte und mit gesuchten Brauen lauschte. Der Alois — eine schwere Pflanzenerwartete ihn noch mit diesem Jüngling, an dem die dreimonatige Ausbildung in Salda fast spurlos vorübergegangen war.

Es war dies auch kein Wunder, denn wie Hübner an Alois selbst wußte, hatte dieser in Salda unter dem Kommando des Ausbildungs-Sergeanten Wagner gestanden, und der hatte den frischen, unverdorbenen Alois aus lauter Liebe und Barmherzigkeit unter seine Fittiche genommen und ihm die gewöhnliche Strenge des Dienstes nach Kräften erspart. Das Glück blieb dem jungen Bernauer dann auch weiter treu, als er mit dem Gefamtschub dem ersten Fremdenregiment zugeteilt wurde. Eine milde Ueberrückung war es für Hübner gewesen, als er unter den Reulingen, die seinem Kommando zugeteilt wurden, den jungen Bernauer entdeckte — vielmehr der Alois ihn zuerst erkannte — im gleichen Moment, als Sergeant Hübner seinen Namen aus der Erstgliste verlas.

Alles um Hübner herum hatte sich in jenem Augenblick gedreht, und mit abschalem Gesicht hatte er dem jungen Bernauer Befehl gegeben, sich in einer Viertelstunde auf seinen Zimmer zu melden. Für sie alle beide war dies Zusammenstreffen eine wilde Ungeuerlichkeit gewesen: Alois Bernauer fand einen seit Jahren Totgeglaubten, und Sergeant Hübner mußte mit großer Sorge erkennen, daß dem Alois die Legion ein neues, wertvolles Menschenopfer in die Kräfte gefallen war.

Und noch eine große Ueberraschung wurde Hübner an jenem Tage zuteil. Da fielen Worte von dem jungen Bernauer Lippen, die Hübner beinahe zu Boden schmetterten.

„'s Refert ist dir noch aus der Kocherschlucht nachgerannt, Sepp, um dir die Flucht zu ersparen, da der Großvater vom Almhofbauer gar nicht tot war. 's Refert fand dich aber halt nimmer in dem Stodndunkel der Nacht, und das Töten des Bergbaches ließ dich ihr Rufen nit mehr hören. So war's, Seppi!“ schloß der Alois eine lange Geschichte, die aus dem Sergeanten Hübner wieder einen ganz neuen Menschen machte, der wieder ehrlich und sonnig ins Leben schauen konnte. Er setzte von jenem Tage an Wagners Beispiel nach und nahm ebenfalls Alois unter seine schützenden Fittiche. Bis jetzt war alles gut gegangen; doch Alois mußte nun endlich Bernauer annehmen und vor ihm während des Dienstes mehr Respekt zeigen und auch mehr Disziplin. Es mußte ihm sonst konnte es eines Tages für sie beide eine böse Ueberraschung von seiten der Vorgesetzten bringen.

Soeben ertönte wieder ein lautes Lachen des jungen Bernauer vor dem Kasernenportal. Es ging dem an strengen Dienst gewöhnten Hübner durch und durch und trieb ihm die Jarnesröde ins Gesicht. Doch er bezwang sich und nahm sich vor, den Alois nach dem Wachtendienst einmal streng ins Gebot zu nehmen und ihm das Gefährliche seines Benehmens eindringlich vor Augen zu führen.

Da fiel kein Blick zufällig durch das feilliche Fenster an den Kasernenhof hinaus. Er zuckte leicht zusammen, als einen der Bäume des gepflanzten Mittelweges gelehnt sah er den Adjutanten Mercier stehen und mit eng zusammengezogenen Schallhaugen nach dem Kasernenportal schauen. Ein böses Lächeln spielte dabei um Merciers aufgeworfene Lippen, während seine hageren Finger nervös eine eben an gerauchte Zigarette zerkrümelten; ein böses Zeichen bei dem schleichen, den Hübner während seiner langen Dienstzeit zur Genüge kennen gelernt. Er mußte schon längere Zeit dort gestanden und sich von dem undienstlichen Benehmen der beiden jungen Legionäre überzeugt haben.

(Fortsetzung folgt.)



henden Scheidung eines Milliardärs Mac Bean mit allen Mitteln, die er in seinen Händen hatte. Und das sind nicht die einzigen, die er nicht länger mit seiner Frau seit dem Tode von ihm in seinen Augen. Damals war Frau Mac Bean eine berühmte Blauke, die sich zuerst, ihn sowohl er „Hope“ — „Hoffnung“ — einer Eigentümerin einigte er. Aber Frau Mac Bean Aberglauben auf dem Mann seiner Frau, die ihn teuer bezahlte, und endlich nach langem Kampf. Aber Frau Mac Bean Amerikanerin nie mehr. Sie ließ sich von niemandem scheitern. Sie machte, was auch der Kauf für den Gewinn des Steins. Kurze Zeit später n. Proziergang mit ihrem „The billion dollar baby“ — der ging, auf dem sie zu ging, wurde ihr das Kind von einem Auto von d.

The billion dollar baby von Opfern, die hat. Überlassen zusammenhänge zu sein. Im Gele des Zufalls genug, den Weg dieses seltsamen Mannes alle se. Im 17. Jahrhundert. letzten französischen Ab.



Ludwig XIV.

Indien zurück. Er war ein hohes Alter für seines Stils. Von die mehr zurück: er wurde Lagnen getroffen.

Ludwig verliebte sich wie seine Gnade erwartete nahm er in. Er war an einem hohen aushaß und den Tagen ihrer Liebe. Sie zog sich vom Hof als Königin.

Fouquet, der in einem seiner besten Am nächsten Tage an. In der Gefängnis. Sein nicht mehr aus. In dieser Zeit began. Leben Sonnenkönig. das Volk Stine nach.

Marie Antoinette schloß den Königthron. gehörte. Man sagt, dem Weg zum Schaf.

Später wurde d. man aus dem Tref. lauchte noch Jahren wieder auf bei dem. bekannten Juweller. In den Diamanten um. selben Tag, an dem. der war, wurde der. einzigen Sohn des. hielten. Jaap Fais. verkaufte den Stein. die geringen Preis. glücklicher Mensch, wachste wie einem. h mehr er sich dar. mehr Geld er ver. unglücklicher wurde. immer Liebhaber, al. Er war ein Mensch, wachte, dem man ni.

Der blaue Diamant

Ein Stein des Unheils für seine Besitzer

In den Salons der Gesellschaft von Washington wird in der letzten Zeit von nichts anderem gesprochen als von der bevorstehenden Scheidung eines der reichsten Männer Amerikas, des Milliardärs Mac Lean, dem die Washington Mail schreibt, Frau Mac Lean wehrt sich gegen diese Scheidung mit allen Mitteln, die einer amerikanischen Frau zu Gebote stehen. Und das sind nicht wenige. Mac Lean aber erklärt, daß er nicht länger mit ihr zusammenleben kann. Er haßt seine Frau seit dem furchtbaren Tag vor zehn Jahren, an dem sie in seinen Augen zur Mörderin seines Sohnes wurde.

Damals war Frau Mac Leans größter Wunsch gewesen, den berühmten Blauen Diamanten zu besitzen. Ihr Mann weigerte sich zuerst, ihn zu kaufen. Der Blaue Diamant, obwohl er „Hope“ — „Hoffnung“ — heißt, hat bisher jedem seiner Eigentümer ein hoffnungsloses Schicksal gebracht. Aber Frau Mac Lean ist Amerikanerin; sie kannte keine Grenzen. Aber Frau Mac Lean ist Amerikanerin; sie kannte keine Grenzen. Aber Frau Mac Lean ist Amerikanerin; sie kannte keine Grenzen.

Der Mann, der den Stein so billig gekauft hatte, war ein Franzose mit Namen Francols Beaulieu. Beaulieu fuhr von Paris nach London, wagte aber auch dort nicht, den Diamanten zu verkaufen, da er von dem Diebstahl wußte. In London lebte er in Whitechapel im größten Elend, verhungerte fast, während er den kostbaren Diamanten im Schuh unter dem Strumpf trug. Als er von Hunger und Entbehrungen vollkommen zermürbt, schwer krank wurde, entschloß er sich, dem Juwelier Elason zu schreiben. Als Elason einige Tage später in dem Kellerloch ankam, in dem der Besitzer des kostbarsten Diamanten der Welt hauste, war der junge Franzose schon gestorben.

Der nächste Besitzer war Thomas Henri Hope, nach dem der Stein den Namen Hope erhielt. Er hatte ihn für 18 000 Pfund gekauft. Um 1830 herum idente er ihn seinem Sohn Lord Francis Hope.

Wenige Jahre später war Lord Hope ruiniert. Er hatte die damals sehr bekannte Schauspielerin May Joho geheiratet, die sein Vermögen durchbrachte und ihn dann verließ. Der Diamant wurde verkauft.

Jetzt überstürzten sich die Tragödien um den kostbaren Stein: Fürst Poniatowski, ein polnischer Edelmann, ließ ihn eines Abends seiner Geliebten, der schönen Mademoiselle Ladue, Tänzerin der Folies Bergères.

Die Ladue sitzt ganz vorn in der Loge, der Stein glüht auf ihrem Dekolleté, das in ganz Paris berühmt ist. Fürst Poniatowski sitzt neben ihr und wirft ihr manchmal einen argwöhnischen, eifersüchtigen Blick zu, von dem nicht ganz sicher ist, ob er dem Stein oder der Frau gilt. Während des ganzen ersten Aktes ist die Aufmerksamkeit des Publikums fast ausschließlich auf die schöne Frau mit dem berühmten Stein gerichtet. Während der leisen zärtlichen Musik von Tosca schließt die Ladue ihren Kopf nach an die Schulter des Fürsten, als ob sie ihm leise etwas sagen wollte. Aber sie sagt nichts, sondern sieht ihn nur mit einer unbefangenen, fast kindlichen Verliebtheit an und legt ihre Hand auf seinen Arm. In diesem Augenblick steht in der Loge ein Mann auf, beugt sich vor und schneidet die Ladue ein Messer auf und schlägt mit dem Kopf auf die Stuhllehne. Sie war sofort tot. Der Blaue Diamant an ihrem Hals war, als man ihn ihr abnahm, dunkelrot von ihrem Blut.

Zwei Tage später wurde der Fürst auf offener Straße ermordet. Der Juwelier, der ihm den Stein verkauft hatte, erschloß sich am Tage darauf.

Durch einen griechischen Zwischenhändler wird der Diamant jetzt an den Sultan Abd ul Hamid verkauft. Am selben Tag, an dem der Kauf unterzeichnet wird, hat der Grieche mit seiner ganzen Familie einen tödlichen Wagenunfall.

Abd ul Hamid schenkte den Stein seinem Lieblings-eunuchen. Der trug ihn einen Tag lang und wurde am nächsten erwürgt in seinem Zimmer aufgefunden. Den Diamanten hatte man ihm merkwürdigerweise nicht geraubt. Der Sultan erhielt den Stein zurück. Er nahm ihn nur ungern. Denn er, der sein ganzes Leben damit verbracht, den Tod fernzuhalten, glaubte jetzt nach dem plötzlichen Tod des Eunuchen und des Gemurders fest an die unheimliche Macht des Steins, aus dem ihm jetzt ein neuer Feind, eine neue Gefahr für sein Leben zu erwachsen schien. Einen Menschen hätte man töten oder einsperren oder ins Wasser werfen können, den Stein konnte man nicht töten. Man konnte ihn nicht einmal wegwerfen, denn er war schließlich eine Kostbarkeit, und die opfert man nicht so leicht wie ein Menschenleben.

Allerdings — Abd ul Hamid hätte wohl auch ohne den Stein seinen Thron nicht behalten.

Später wurde der Blaue Diamant aus dem Tresor gestohlen und tauchte nach Jahren in Amsterdam wieder auf bei dem damals sehr bekannten Juwelier Fato. Dieser ließ den Diamanten umschleifen, aber am selben Tag, an dem die Arbeit beendet war, wurde der Stein von dem einzigen Sohn des Juweliers gestohlen. Jaap Fato lief davon und verkaufte den Stein zu einem lächerlich geringen Preis. Er war ein unglücklicher Mensch, der dem Glück nachließ wie einem Mädchen; doch je mehr er sich darum bemühte, je mehr Geld er verschleuderte, desto unglücklicher wurde er. Er war immer Liebhaber, aber nie Geliebter. Er war ein Mensch, der alles kaufen mußte, dem man nichts idente. Da-

Nach der Verbannung des Sultans hörte man lange nichts vom Blauen Diamanten, bis er dann vor Jahren in Washington auftauchte und von Mr. Mac Lean für die Frau gekauft wurde, gegen die er jetzt mit allen Mitteln die Scheidung erzwingen will.

Frau Mac Lean hatte den Stein seit dem Tod ihres Sohnes nicht getragen. Man hat überlegt, ob man ihn nicht dem Gott Rama Sita in Pagan zurückbringen oder ihn einem Museum schenken sollte. Aber vorläufig hat man sich nicht dazu entschließen können; er liegt noch immer im Tresor.

Der Blaue Diamant ist noch genau so schön wie vor 300 Jahren, als Rama Sita ihn trug, und es ist gewiß, daß sich trotz seines unheimlichen Rufes als vielfachen Mörders noch mancher finden wird, der versuchen wird, mit ihm sein Glück oder Unglück oder wenigstens ein Geschäft zu machen. Denn schließlich ist kein Aberglaube so stark wie der Glaube an das Geld.

Ein englischer Michael Kohlhaas

Jeder Deutsche hat sicherlich schon einmal von Michael Kohlhaas gehört, der einen erbitterten Kampf gegen die Obrigkeit seiner Zeit geführt hatte. In England lebt derzeit ein Mann, der seit Jahrzehnten einen ähnlichen Kampf gegen die englische Postverwaltung führt, allerdings nicht mit dem Säbel in der Hand, sondern mit geistigen Waffen. Auch nimmt die Geschichte des Michael Kohlhaas schließlich ein trauriges Ende. Reginald Bray aber, der tomische Kautz, von dem hier die Rede sein soll, behielt bis zur Stunde in der Fehde gegen die englische Post die Oberhand.

Beflagter Reginald Bray ist ein wohlhabender Gentleman, der in Cambridge zu Hause ist und von seinen Renten lebt. Dieser Umstand ist bei der Erzählung seiner Geschichte deshalb von Wichtigkeit, weil Mister Bray in Ermangelung einer Beschäftigung in der angenehmen Lage ist, sich über die auszuführenden Streiche tage-, wochen- und monatelang den Kopf zerbrechen zu können. Bray wurde einmal — vor über zwanzig Jahren — wegen Uebertretung der Postvorschriften nach seiner Meinung ungerecht bestraft, ebenso wie Michael Kohlhaas nach seiner Ueberzeugung das erste mal unschuldbin verurteilt wurde. Nun beschloß der Engländer, an der Postverwaltung seiner Heimat „blutige Rache“ zu nehmen. Er kaufte sich sämtliche Vorschriften der weitverzweigten Organisation, studierte aber auch alle königlichen Verordnungen vergangener Zeiten, von denen er während seiner

Forschungen erfuhr, daß sie noch in Kraft sind. So ausgerüstet betrat er den Kriegspfad gegen die Postverwaltung der englischen Krone. Zunächst versuchte er, aus dem Umstand Nutzen zu ziehen, daß die Poststatuten lediglich die Expedierung eines Briefes in einem Briefumschlag vorschreiben und nichts über die Beschaffenheit des Umschlages enthalten. Er ging in den Kaninchenstall, schlachtete eines der unschuldigen Tierchen und hüllte den Kopf des Kaninchens aus. Dann steckte er einen beschriebenen Zettel in die Höhlung, verließ den Kopf mit einer Adresse und den vorgeschriebenen Marken, quetschte ihn platt und schob ihn in einen Postkasten. Bei der Post wunderte man sich über den sonderbaren „Briefumschlag“, stellte aber die Sendung dem Adressaten anstandslos zu. Dieser Erfolg machte Mr. Bray kühn. Seine nächsten Briefe veränderte er in ausgehöhlten Rohrköpfen, befestigte sie an Rüben, an alten Hüten, Pantoffeln und zerrissenen Herrentragen. Ein einziges Mal erlitt er mit seiner Methode Schiffbruch, als er eine Zigarette halb spaltete und sie auf solche Weise als Briefumschlag benutzte wollte. Die bereits gewohnte Post nahm diesmal den ihr von Mr. Bray hingeworfenen Fehdehandschuh auf und erklärte, der Umschlag müsse zumindest so groß sein wie der beschriebene Inhalt und beförderte die Sendung nicht.

Bray wurde wütend über den Mißerfolg, und sein Hirn arbeitete an einem neuen Schläger. Nach den Postvorschriften muß ein jeder Betrag, falls er in englischer Währung angegeben wird, befördert werden. Mr. Bray versandte Tausende von Postanweisungen, die je auf zwei Pence, die kleinste englische Scheidemünze, lauteten. Sein Wurf gelang. Der Schadenfrohe Mr. Bray wartete jeden Tag beim Postgebäude, bis die Geldbriefträger mit ihren schweren Säcken, die alle 2-Pencestücke enthielten, erschienen waren und ging ihnen bei der Zustellung nach, wobei er die Tätigkeit der Beamten mit boshaften Bemerkungen begleitete.

Einer seiner lustigsten Streiche war, als er auf Grund eines Dekretes, das einige Jahrzehnte alt ist, feststellte, daß Fahrräder wie Briefe zugestellt werden müssen. Er adreßierte ein Fahrrad an sich selbst, ging damit zur Post, setzte sich auf das Rad, band sich mit Seilen daran fest und ließ sich dann durch den Briefträger bis zu seinem Landhaus schieben. Eine stolze Menge folgte dem sonderbaren Radfahrer und seinem Begleiter durch die ganze Stadt.

Zuletzt entdeckte Herr Bray einen Hang zum Monumentalen. Nach Schluß der Amtsstunden ließ es in England einem jeden frei, eine dringende Postsendung auf eigene Gefahr auf die Stufen des Postgebäudes zu legen, so daß die Sendung gleich nach Öffnen des Postamtes befördert werden kann. Mister Bray kaufte einem wandernden Zirkus einen drei Meter hohen Elefanten ab, schrieb auf den einen Stoßzahn die Adresse, an den anderen klebte er die nötigen Marken an — natürlich nach genauer Abwägung des Tieres, damit er nicht mit einem riesigen Stralporio belegt werden könne — dann führte er den Elefanten zum Postgebäude und band ihn an dem Geländer bei den Stufen fest. Ganz Cambridge nahm an dieser neuartigen Belustigung teil und eskortierte am nächsten Tag im Triumphzug den Briefträger mit dem zahmen Elefanten bis zum Haustor des Mr. Bray.

Die einzige Hoffnung der königlichen Post ist, daß der hartnäckige Feind eines Tages sterben oder seiner Spielerei überdrüssig wird.



Ludwig XIV.



Die Tänzerin Mlle. Ladue.

100